



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wagner, Rudolf: Rückblicke und Ausblicke auf die Entwicklung  
Deutsch-Ostafrikas

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Rückblicke und Ausblicke auf die Entwicklung Deutsch-Ostafrikas \*)

Von Rudolf Wagner in Berlin



enn ich unlängst an dieser Stelle anlässlich der fünfundsiebenzigjährigen Jubelfeier unsrer Kolonialpolitik betonte, daß wir unsre kolonialen Lehrjahre bei Licht betrachtet doch eigentlich gut ausgenutzt und draußen Achtungswertes geschaffen haben, so kann von diesem Lob Deutsch-Ostafrika einen großen Teil für sich in Anspruch nehmen. Von dem ostasiatischen Pachtgebiet Kiautschou abgesehen, das keine Kolonie im Sinne unsrer afrikanischen und Südseegebiete ist, ist neben Südwest Deutsch-Ostafrika am gründlichsten durchforscht und in weitestem Umfang in Verwaltung genommen. Freilich konnte mit der Ausbreitung der deutschen Verwaltung in der Kolonie die wirtschaftliche Entwicklung nicht gleichen Schritt halten, denn wegen Mangel an brauchbaren Verkehrswegen übte natürlich die Verwaltungstätigkeit in abgelegenen Bezirken, wie zum Beispiel am Nyassasee oder am Tanganjikasee, auf die Produktion und auf den Handelsverkehr einen verhältnismäßig geringen Einfluß aus. Immerhin ist den vorrückenden Eisenbahnen der Boden bereitet worden. Wir haben dafür in dem Aufblühen der Gebiete an der Morogorobahn und an der Usambarabahn deutliche Belege. Noch drastischer ist das Beispiel der Ugandabahn. Die Entwicklung des durch diese Bahn mitereschlossenen deutschen Gebiets am Viktoriassee, das seinerzeit zwar in Verwaltung genommen war, aber sich wirtschaftlich in ganz unentwickeltem Zustande befand, ist seit dem Bestehen der Bahn geradezu enorm gewesen. Bis zur Entstehung der Ugandabahn waren nur Teile des Küstengebiets und

\*) Hier nur Allgemeines. Auf die einzelnen Wirtschaftszweige werde ich ein andermal zurückkommen.

des Usambaragebirges intensiver bewirtschaftet. Der Verkehr mit dem Innern wickelte sich im wesentlichen wie zu Urväter Zeiten ab. Mit dem einen Unterschied, daß die Bedürfnisse des europäischen Handels einigen Einfluß auf die Art der von den Schwarzen zur Küste gebrachten Landesprodukte ausübten.

Mittlerweile haben auch wir gleich den Engländern begonnen, größere Überlandbahnen ins Innere zu bauen. Der große Karawanenverkehr hat infolgedessen bedeutend nachgelassen, Tausende von Trägern, die wochen- und monatelang mit wenig Waren unterwegs waren, sind für die Bearbeitung des Bodens frei geworden. Der europäische Plantagenbetrieb, der sich bisher nur kümmerlich durchschlug, hat sich in den letzten Jahren ausgebreitet und beginnt mehr und mehr mit den Hilfsmitteln des landwirtschaftlichen Großbetriebs, Düngung, Bewässerung, Maschinenarbeit zu wirtschaften, sodaß er heutzutage ernsthaft als Anlageobjekt auch für das Großkapital gelten kann.

Über das reine Versuchsstadium sind wir hinaus. Wir haben auf dem Gebiete der tropischen Landwirtschaft Erfahrungen gesammelt, die den sich mehrenden Neuanlagen zugute kommen. Diese Neuanlagen folgen den fortschreitenden Eisenbahnlinien oder gruppieren sich um bevorzugte Landungsplätze an der Küste und um die schiffbaren Unterläufe größerer Flüsse. Freilich ist nur ein Teil der Kolonie zum Plantagengroßbetrieb geeignet. Dafür gibt es aber ansehnliche Strecken, die mit Weißen besiedelt und von diesen durch Pflanzungs-Mittelbetriebe oder durch Viehzucht nutzbar gemacht werden können. In diesen Gegenden sollte man die Eingebornen entschieden zu Arbeitern der Weißen erziehen, denn als solche leisten sie das Dreifache wie als selbständige Bauern, und ihre eigne Produktion auf den Anbau von Lebensmitteln beschränken. Ein großer Teil des Landes verbleibt sowieso der Eingebornenkultur. Das Rückgrat der Wirtschaft der Kolonie müßten die europäischen Pflanzungs- und Farmbetriebe mit ihren Qualitätsprodukten bilden: Kautschuk, Sisal, Baumwolle, während die Eingebornen namentlich auf die Produktion von Ölfrüchten, Wachs und andern Erzeugnissen hinzuweisen wären, an denen nicht viel zu verderben ist.

Wenn das Land einmal richtig durch Eisenbahnen erschlossen ist, wenn die Nordbahn, die Zentralbahn, die Südbahn\*) die Kolonie von Osten nach Westen in ganzer Breite bis zu den zentralafrikanischen Seen durchziehen, so wird sich die Produktion sicherlich gewaltig steigern. Ob dazu der Bergbau nennenswertes beitragen wird, ist noch nicht abzusehen. Gold ist im Norden gefunden worden. Es wird jetzt abgebaut, und zwar ist ein modernes Hochwerk mit großen Kosten zu diesem Zweck hinausgeschafft worden. Der Glimmerbergbau entwickelt sich ebenfalls in zufriedenstellender Weise. Salz, ein Haupthandelsartikel für den Gebrauch der Eingebornen, wird an verschiedenen Stellen

\*) Diese Bahn, die in Vergessenheit geraten zu sein scheint, sei hier in empfehlende Erinnerung gebracht. Wir kommen demnächst darauf zurück.

gewonnen. Im allgemeinen ist aber von Mineralschätzen noch nicht viel erschlossen.

Der Handel der Kolonie hat zwar im abgeschlossenen Rechnungsjahre eine geringere Steigerung erfahren als im Jahre zuvor. Das will aber nicht viel sagen, denn trotz vielfach widriger Umstände war die Tendenz während der letzten zehn Jahre stetig steigend. Zur Veranschaulichung seien die Hauptziffern hier wiedergegeben:

	1901/02	1905/06	1906/07	1907/08
Ausfuhr . . .	4 623 000 Mark	9 950 000 Mark	10 995 000 Mark	12 500 000 Mark
Einfuhr . . .	9 511 000 „	17 655 000 „	25 153 000 „	23 806 000 „
Gesamthandel	14 137 000 Mark	27 605 000 Mark	36 148 000 Mark	36 306 000 Mark

Der Ausfuhrhandel, der in diesen Zahlen steckt, betrifft zum großen Teil Produkte, die in primitiver Weise von den Eingebornen gewonnen sind. Wenn sich aber erst einmal unter dem Einfluß moderner Verkehrswege drüben die Produktion rationell gestaltet, so werden uns noch ganz andre Zahlen entgegentreten und die heimische Wirtschaft die Segnungen der Kolonien an allen Ecken und Enden zu spüren bekommen. Besonders wenn zahlreiche weiße Ansiedler ihren Bedarf an heimischen Industrieerzeugnissen decken, und die Eingebornen durch regelmäßigen Verdienst ebenfalls aufnahmefähiger und kaufkräftiger geworden sind.

Einstweilen können wir mit dem Erreichten, wenigstens was reale Werte anlangt, zufrieden sein. Es geht langsam aber sicher vorwärts. Und es würde noch schneller vorwärtsgehen, wenn wir nicht heute noch über die Methoden der Erschließung und Ausbarmachung des Landes unschlüssig wären. Das heißt, die praktischen Kolonialkenner und nicht minder die weiße Bevölkerung der Kolonie sind sich wohl bewußt, was dem Lande frommt, und die Erschließungstätigkeit hätte schon viel großzügigere Formen angenommen, wenn sich nicht die Regierung zurzeit auf ganz irreführende Anschauungen versteifen und so die natürliche Entwicklung aufhalten würde.

Die Grundfrage ist die, ob Ostafrika eine Negerhandelskolonie, ein Feld für rein kapitalistische Betätigung oder eine deutsche Pflanzungs- und Siedlungskolonie werden soll. Der derzeitige Gouverneur von Ostafrika will das erstere und hat es verstanden, auch den Leiter der Kolonialverwaltung dafür zu gewinnen. Diese Anschauung ist nicht im Sinne der Gründer unsrer Kolonien, denen ein „größeres Deutschland“ vorschwebte, sie ist nicht im Sinne der Kolonialkenner, die als Ende davon ein kolonialpolitisches Fiasko sehen, sie ist endlich nicht im Sinne des deutschen Volkes, das instinktiv nach Ausdehnungsmöglichkeit, nach einem neuen Betätigungsfelde verlangt.

Es ist wohl nicht zweifelhaft, wie dieser Kampf um den Grundgedanken der Kolonialpolitik enden wird. Schon jetzt ist Bresche geschlagen in den

Standpunkt der Regierung, und in absehbarer Zeit wird man über die Ära Rechenberg zur Tagesordnung übergehen. Die Erkundungsreise des Unterstaatssekretärs v. Lindequist, der wie manch anderer im Schoße der Kolonialverwaltung für den gegenwärtigen Kurs nicht viel übrig hat, ist wohl der Anfang vom Ende. Nichtsdestoweniger ist auch ein vorübergehendes Regieren nach Dernburg-Rechenberg'schen Grundsätzen für die Kolonien sicherlich nicht nützlich, da die Idee der Negerhandelskolonie ein falsches Verhältnis zwischen Schwarz und Weiß bedingt, durch das ein nationalpolitisches Kolonisieren ungemein erschwert und das Ansehen der Weißen, als der herrschenden Klasse, dauernd geschädigt wird. Es ist deshalb sehr zu wünschen, daß die Regierung baldigst einlenkt oder zum Einlenken gezwungen wird, ehe der Karren in diesen Hinsicht allzusehr verfahren ist. Es kann gewiß nur sympathisch berühren, daß Dernburg die Pflicht der Regierung, für das Wohlergehen auch der farbigen Bevölkerung nach Kräften zu sorgen, betont. Aber das versteht sich in einem geordneten Staatswesen eigentlich von selbst. Es fragt sich nur, ob der von Dernburg eingeschlagne Weg der richtige ist. Und das wird von allen wohlwollenden und gerechten Kennern der Negerasse, soweit sie wirklich objektiv urteilen, entschieden verneint. Und die Erfahrung hat dies immer nur bestätigt. Der Neger ist nicht fähig, in einem modernen Staatswesen eine selbständige Rolle zu spielen. Man denke an Liberia, an Haiti und an die Küstengebiete aller afrikanischen Kolonien. Wo der Neger eine gewisse Freiheit genießt oder ohne viel Mühe Geld verdient, verlottert er und wird unbrauchbar zu ernsthafter geregelter Arbeit. Überdies hat er gar keinen Sinn für unsre sittlichen Anschauungen und wird diese, so oft man sich irgendwie auf eine Stufe mit ihm stellt, regelmäßig nur zu mißbrauchen suchen.

Wenn wir Ostafrika oder wenigstens Teile davon mit Weißen besiedeln wollen, so muß sowieso aus rassopolitischen Gründen ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen Schwarz und Weiß aufgerichtet werden, damit eine Vermischung beider Rassen von vornherin unmöglich wird.

Aber gerade an der Besiedlung liegt dem Gouverneur gar nichts, und er hat der Regierung zu suggerieren gewußt, daß sie aus klimatischen und wirtschaftlichen Gründen unmöglich sei. Dies sind auch die Hauptgründe, die offiziell und offiziös immer wieder dagegen geltend gemacht werden. Und die ersten bewußten Versuche schienen diese Bedenken zu bestätigen, denn die Russensiedlung am Meruberg ist jämmerlich verkracht; darüber vermögen die wütenden Angriffe der Leiter des Besiedlungskomitees auf alle Kritiker des unüberlegten Unternehmens, ebensowenig die früher zahlreich lancierten günstig lautenden Preßnotizen nicht mehr hinwegzutäuschen. Aber jenes Unternehmen hat uns wenigstens gezeigt, wie man nicht machen soll, und insofern sind die dafür ausgegebenen schweren Gelder nicht ganz verloren. Denn das Mißlingen ist nicht auf Land und Klima zurückzuführen, sondern einzig und allein

auf die Unerfahrenheit der Unternehmer und die völlige Ungeeignetheit der angesiedelten Deutschrussen. Mit solch minderwertigem Material kultiviert man kein Neuland, das haben zahlreiche Leute im voraus gesagt, allerdings mit dem einzigen Erfolg, daß sie dafür zu halben Vaterlandsverrätern gestempelt wurden. Was wir drüben brauchen, sind keine stumpfsinnigen arbeitslosen Kossäten, sondern tatkräftige, arbeitsfreudige Landwirte mit guter Bildung und etwas Kapital, raschebewußte Herrennaturen, nicht Analphabeten, die von jedem Missionschüler über die Achsel angesehen werden.

Ich habe in dieser Beziehung von jeher auf dem Standpunkte gestanden, den Professor Paul Samassa in seinem soeben erschienenen vortrefflichen Buche\*) zum Ausdruck bringt. Der „Gentleman“-Typ, wie ihn Samassa treffend nennt, scheint auch mir den wünschenswertesten Ansiedler abzugeben. Die Verhältnisse liegen heute so: der mittellose Landmann, der sich auf seiner Scholle nicht mehr halten kann, braucht nicht mehr auszuwandern, sondern er findet in der Industrie sein Brot. In den Kolonien ist für völlig mittellose Leute nichts zu holen.

Dagegen stimme ich Samassa darin nicht ganz bei, daß eine Besiedlung mit staatlicher Unterstützung verfehlt sein soll. Wir haben doch in der ganzen Welt zahlreiche blühende Siedlungen, die mit Staatshilfe zustande gekommen sind und sich längst emanzipiert haben. Darunter gerade viele deutsche Siedlungen. Was in einem südamerikanischen Raubstaat geht, sollte doch auch bei uns möglich sein. Und ich glaube, daß man recht geeignete Elemente ausschließt, wenn man jede Staatsbeihilfe für Ansiedler von vornherein ablehnt. Für geschlossene kleinbäuerliche Siedlungen scheint mir allerdings in Ostafrika kein Platz zu sein, dagegen ist es nicht ausgeschlossen, daß auch energische kleine Leute gelegentlich ihr Glück drüben machen können. Ein Beispiel ist Herr Eugen Meyer aus Orschweiler bei Schlettstadt. Dieser ist, wie er selbst erzählt, vor beiläufig vier Jahren mit 3000 Mark Bargeld nach Ostafrika gekommen und hat angefangen, bei Morogoro Kautschuk zu pflanzen. Jetzt hat er seine Pflanzung für 65000 Mark verkauft und hat eine andre in größerem Maßstab begonnen. Wenn dieser Ansiedler zu seinem kleinen Kapital von der Regierung noch eine Beihilfe bekommen hätte, so würde ihm dies sicher nichts geschadet haben; er hätte wahrscheinlich noch mehr erreicht. Kleinlich dürfen die Gesichtspunkte, nach denen solche Beihilfen gegeben werden, nicht sein, und die Gefahr, daß gelegentlich mal ein paar tausend Mark verloren gehen, sollte das Mutterland nicht abhalten, die Besiedlung der Kolonien in liberaler Weise zu fördern. Doch davon ein andermal. Die Hauptsache ist zunächst,

\*) Paul Samassa, Die Besiedlung Deutsch-Ostafrikas. Leipzig, Verlag Deutsche Zukunft, G. m. b. H., 1909. — Ich werde das Buch in einer der nächsten Nummern noch besonders besprechen, denn die Anschauungen, die darin vertreten sind, verdienen weitestehende Verbreitung und lassen sich nicht so nebenbei behandeln.

daß man sich entschließt, die Besiedlung geeigneter Gebiete als eine Hauptaufgabe bei der Erschließung der Kolonie zu betrachten. Auch der politische Bestand der Kolonie und ihre innere Sicherheit wird dadurch am besten gewährleistet. Der Wert der schwarzen Schutztruppe, je mehr sie neuerdings aus dem Lande selbst rekrutiert werden muß, ist sehr zweifelhaft. Ein deutscher Ansiedler ist mehr wert als zwanzig schwarze Soldaten, und das Bewußtsein der Bevölkerung, überall von weißen Männern beobachtet zu sein, wird diese mehr als die bisherige Militärmacht von Dummheiten abhalten.

In Zusammenhang mit der Besiedlungsfrage steht die Einschränkung der fremden Einwanderung. Dies gilt namentlich für die Einwanderung von Indern, die dank dem Konkurrenzkampf der deutschen und der englischen Dampferlinie in letzter Zeit wieder sehr stark gewesen ist. Man macht immer die Kongoakte für diese Inderplage verantwortlich. Mit Unrecht. Die Kongoakte verlangt nur die gleichmäßige Behandlung aller Nationalitäten in den Kolonien. Diese Vorschrift verletzen wir nicht, wenn wir den indischen Kaufleuten dieselben Pflichten auferlegen wie den deutschen, zum Beispiel die Verpflichtung einer geordneten, verständlichen Buchführung. Wenn wir weiter verlangen, daß die indischen Einwanderer ebensogut den Besitz einer gewissen Summe Geldes nachweisen und den Betrag für die eventuell nötig werdende Abschiebung hinterlegen müßten wie weiße Einwanderer. Durch diese Vorschriften würde der Ausbeutung der Schwarzen durch die Inder, ihrer schwungvollen Konkursindustrie und andern indischen Spezialitäten ein kleiner Riegel vorgeschoben, und namentlich würde die Einwanderung ganz mittelloser Elemente eingeschränkt. Jetzt ist der Kleinhandel völlig in Händen der Inder, ein Zustand, der auf die Dauer unhaltbar ist. Ganz abgesehen von andern unheilvollen Einflüssen, die schon wiederholt zutage getreten sind. Es ist zum Beispiel aktenmäßig festgestellt, daß angesehene indische Kaufleute die Seele von mehreren Aufständen waren und durch Pulver- und Waffenschmuggel dabei im trüben fischten. Dank der Protektion durch den Gouverneur gingen sie allemal beinahe straflos aus, während die verführten Schwarzen baumeln mußten.

Auf all dies habe ich schon im letzten Jahrgang (Nr. 19) eingehend hingewiesen und namentlich betont, daß an Stelle der zahlreichen Inder mancher deutsche Kaufmann treten könnte. Eine zielbewußte Besiedlung des Landes würde meines Erachtens im Laufe der Jahre die Inder von selbst hinwegfegen, und wir könnten nur dabei gewinnen. Noch mehr die Schwarzen. Wenn der Kolonialverwaltung so sehr das Wohl der Eingebornen am Herzen liegt, so kann sie ihre Fürsorge kaum besser betätigen, als indem sie diese vor der Übervorteilung durch die indischen Händler schützt. Denn durch die deutschen Kaufleute und Pflanzer werden die Schwarzen nicht bedrückt, das sind Märchen, die dadurch nicht wahrer werden, daß man sie immer und immer wiederholt.

Es wäre wahrlich besser, wenn die Regierung alles daran setzen würde, das Ansehen der Weißen bei den Schwarzen zu heben, statt dieses durch unangebrachte Kontrolle und Bevormundung täglich mehr zu untergraben. Mägden wie Eingebornenausschüsse und schwarze Bezirksräte in der Selbstverwaltung sind um so gefährlicher, je mehr ihr tieferer Zweck, dem Gouverneur ein Instrument zur Beherrschung der Weißen zu sein, den Farbigen aufdämmert. Man kann es den Ansiedlern wirklich nicht verdenken, daß sie da nicht mehr zusehen wollen und jede Mitarbeit an der Selbstverwaltung ablehnen. Es wird wirklich Zeit, daß diesem Skandal endlich durch den Reichstag ein Ende gemacht wird. Eine gute Gelegenheit dazu bietet die Kommissionsberatung und die nächste Plenarverhandlung über das Schutzgebiets-etatsgesetz.

Wenn in Ostafrika nicht der Hauptnachdruck auf europäische Plantagenwirtschaft und Besiedlung gelegt wird, wo diese möglich sind, wenn nicht der unbedingten und ausschließlichen Vorherrschaft der weißen Rasse Geltung verschafft wird, so ist es mit den Aussichten der schönen Kolonie nicht weit her!



## Die Berufs- und Betriebszählung vom 12. Juni 1907\*)

Von Geh. Regierungsrat Dr. Seidel in Berlin



achdem bereits vor einigen Monaten die vorläufigen Ergebnisse der Berufs- und Betriebszählung im Deutschen Reiche bekannt gegeben waren, ist jetzt auch das erste Heft der endgiltigen Resultate zur Veröffentlichung gelangt. Während die erstern aus den sogenannten Gemeindebogen gewonnen waren, sind die letztern dem eigentlichen Zählmaterial entnommen. Wie ein Vergleich der vorgenannten Publikationen erkennen läßt, sind die zwischen beiden Zählungen bestehenden Differenzen nicht von wesentlicher Bedeutung.

Die Zahlen, die sich auf die Hauptbevölkerungs- und die Berufsgruppen beziehen, beanspruchen ein nicht gewöhnliches Interesse, da sie ein Bild der Berufsgliederung des deutschen Volkes und der gewaltigen Veränderungen, die während der letzten Jahrzehnte in den wirtschaftlichen Verhältnissen Deutschlands eingetreten sind, geben. Die ersten größeren Berufszählungen

\*) Nach der Statistik des Deutschen Reiches, Bd. 202, Berlin 1909 und den Vierteljahrsheften zur Statistik des Deutschen Reiches 1907, IV, S. 249; der Statistischen Korrespondenz Jahrgang XXXV Sondernummer vom 3. Februar 1909 und Jahrgang XXXV Nr. 4.